

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 40 (1964-1965)
Heft: 10

Artikel: Kulturkritische Notizen : Beschämendes Schweizer Fiasko in New York
Autor: Stickelberger, Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1074427>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

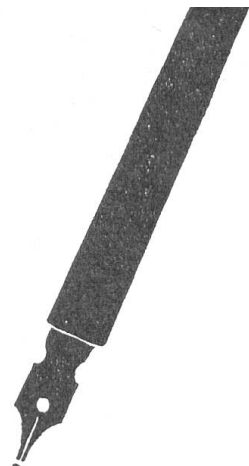
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rudolf Stickelberger



Kulturkritische Notizen

Beschämendes Schweizer Fiasko in New York

Im Mittelpunkt der New Yorker Weltausstellung, nahe der symbolischen riesigen Weltkugel, leuchtet eine neunstellige Zahl: 194 Millionen und ungrad. Ihre letzte Stelle wechselt sekundenschnell. Sie gibt jederzeit den exakten Bestand der Bevölkerung in den Vereinigten Staaten an.

Optimismus an der Weltausstellung

Man erinnert sich an Ähnliches von der Lausanner Expo. Unterwegs auf dem «Weg der Schweiz» wurde einem der Bevölkerungszuwachs des Landes statistisch und im Film vor Augen geführt.

Aber der Blick in die Zukunft hatte dort etwas Beängstigendes: Es graute dem Beschauer vor der Überalterung, vor der Überbauung, vor der Gewässer- und Luftverschmutzung. Überall tauchten Fragen auf: Wie geht es in den nächsten Jahrzehnten?

Die New Yorker Ziffer dagegen strahlt zuversichtlich übers Gelände. Jeder Wechsel scheint einen Sieg anzukünden: Wieder ein neuer Amerikaner geboren – nur so weiter! Dieser Unterschied zwischen «Expo» und «World's Fair» wiegt schwerer als alle andern: daß in New York auf etwa gleichem Raum mehr zu sehen ist, daß die Blumenbeete dichter blühen, die Wasserspiele höher springen und das Volk sich schon am Montagmorgen so zahlreich zu den Haupteingängen drängt wie in Lausanne an Sonntagen. «Die Welt von heute auf dem Weg zum Morgen» könnte auch der World's Fair zum Motto dienen. Die Zukunft spielt eine Hauptrolle. Aber sie wird als ein prickelndes Abenteuer hingenommen.

Von der acht-Millionenstadt New York etwa sollte man denken, sie fürchte zu ersticken mit ihren Wolkenkratzern, ihren Straßenschluchten, ihren end- und trostlosen Außenstädten Brooklin und Bronx. Aber der Pavillon, der einigermaßen dem «Weg der

Schweiz» von Lausanne entspricht, strotzt von Zuversicht. Man wird in Fahrsitze komplimentiert, die der Geisterbahn auf der Messe entsprechen. Aus dem Kopfpolster erklärt eine imaginäre Stimme, was unterwegs zu sehen ist: Man befindet sich auf einer Rundfahrt um ein mächtiges Modell der Stadt New York. Der Bürgermeister selbst begrüßt den Fahrgast und hämmert ihm ein, er überblicke das vollendetste Gemeinwesen der Erde, dessen Größe, soziale Leistung und staunenswerte Verkehrsorganisation von Jahr zu Jahr besser werden.

Das Abenteuer der Elektrizität

In mißgünstigen Zeitungsartikeln ist behauptet worden, diese Weltausstellung gleiche eher einem Jahrmarkt als einem seriösen Spiegel des Daseins. Nun: man langweilt sich nirgends. Die Belehrung wird unterhaltend gereicht; aber ist das so schlimm? Und der Grundton fordert auf, sich des Lebens zu freuen, so lange das Lämpchen glüht.

Und ob es glüht! Der «Turm des Lichts» kann als mustergültiges Beispiel für eine instruktive gemeinsame Anstrengung gelten. Auch hier, wie in allen großen Pavillons, wo die Menge Schlange steht, klappt die Organisation auf die Sekunde und auf die Person, das heißt: alle zwei Minuten werden so viele Interessenten auf die Rolltreppe geschleust, wie der Theatersaal faßt. Das reicht für einen Begrüßungsdialog, den auf der Bühne zwei surrealistische Figuren miteinander halten, Edison als altväterische Glühbirne mit Drahtbrille und sein Famulus Watt. Von irgendwoher fragt eine freche Kasperlistimme: «Was ist das wichtigste auf der Welt? Ein Lächeln, ein Kuß?» Edison antwortet ernst und tief: «Elektrizität!»

Das Abenteuer der Elektrizität beginnt: der Strom

dringt in Fabriken, in die Stadtwohnung und ins Bauernhaus, und überall, wo er hinkommt, freuen sich die Leute ihres Daseins. Im Stall beginnen die Kuh, das Schwein und die Hühner zu tanzen, und im Salon setzt sich Glühbirne-Edison an den Flügel, erfreut über die bessere Beleuchtung des Notenblattes. Zum Dessert erstrahlt am Himmel ein Feuerwerk: Raketen zischen empor und Glühregen rieseln in allen Farben aus höchster Höhe.

Womöglich noch phantastischer gehts im benachbarten Pavillon der «General Electric» zu, welche die Darstellung der schöneren Zukunft dem Tausendkünstler Walt Disney übertragen hat. Hier rotiert der Zuschauer um eine Bürgerfamilie, die ihren Haushalt von einem Jahrzehnt zum andern modernisiert und elektrifiziert. In der letzten Szene genießt ein junges Ehepaar den Weihnachtsabend. Draußen schneits, und drinnen sagt die Gattin zum Gatten: «Mein Glück ist vollendet; denn du hast mir alles überhaupt Denkbare an elektrischem Gerät erneuert. Moderner gehts nicht mehr!» Worauf der Hund, der bisher stumpf zu bellen pflegte, in fröhliches Gelächter ausbricht und der Ehemann erwidert: «Natürlich, Liebling, wird es in Zukunft elektrische Dinge geben, von denen wir uns jetzt noch nichts träumen lassen.»

Ihren Triumph feiert die Elektrizität in dieser Schau, indem sämtliche naturalistischen Menschenpuppen sich elektronisch bewegen und miteinander sprechen. Ihre Mundstellung stimmt haargenau.

Vom unsichtbaren Wunderwerk hinter den Kulissen aber kündigt kein Schema. Dem raschen Besucher möge das Vordergründige in Erinnerung bleiben, das durch ironische Scherze aufgelockert wird. Nachdem die junge Hausfrau beispielsweise auf ihrer Leiter im Wohnzimmer fröhlich erläutert hat, was sie alles nach dem «Do it yourself»-System erneuern wolle, hört man einen dumpfen Fall und einen Aufschrei, worauf der zeitunglesende – künstliche – Ehemann konstatiert, ein Doktor sei nicht nötig! In einem andern Auftritt säuselt die junge Mutter: «Dank unserem elektrischen Babysitter haben wir jetzt viel mehr Zeit füreinander, nicht wahr Liebling?» Worauf zwei unmündige Kinder vor einem Fernsehapparat auftauchen, der gerade einen wilden Revolverkampf bietet. Aus. Nächstes Bild. – Dieses Intermezzo will doch wohl heißen: Auch die Industrie sei sich über die Grenzen ihres Segens im klaren. Aber man ersparte pädagogische Gemeinplätze.

Die Lust an der Zukunft steigert sich auch in der Fahrt durch das «Futurama» der «General Motors». Wer zuvor etwa auf einer Hafenrundfahrt die wüsten Halden mit Tausenden abgetakelter Automobile beobachtet hatte, dem mochte vor der Rekordproduktion neuer, noch größerer und noch schnellerer Fahrzeuge grauen. «Futurama» zerstreute derartige Bedenken mit Erfolg. Diesmal wurde der Geisterbahnpassagier zuerst auf den Mond, dann in die mit Pinguinen belebte Arktis geführt, hierauf in die Wüste, in die Tiefsee und in den Urwald. Sinn der Reise: Es gibt noch so viel Lebensraum, welcher dank der Technik besiedelt werden kann! Die Stadt der Zukunft, letzte Station, setzt sich aus Licht und Glas und Glück zusammen.

Glaube statt Kulturpessimismus

Genug der Einzelbeispiele! Natürlich wollen die Schausteller, in diesem Falle die gigantischen Konzerne, produzieren, absetzen, prosperieren. Aber es wäre überheblich, von «schnödem Materialismus» zu reden. Die Versprechungen wollen ernst genommen sein: Es soll vorwärts und aufwärts gehen; aus diesem Grunde ist – so wird überall angedeutet – der «amerikanische Weg zu leben» der beste aller möglichen.

Im einzelnen unterscheiden sich die Wege. Dem Europäer fallen die zahlreichen religiösen Pavillons auf, in denen nach Art der Geschäftsleute Propaganda gemacht wird. Billy Graham, der Massen-Evangelist, stellt smarte Jünglinge in gelben Jacken in seinen Empfangsraum, wo Bücher mit seinen Reden, Platten mit seiner Stimme, Bilder mit seinem Portrait und Manchettenknöpfe mit seinem Emblem feilgeboten werden. Die Christian Science verfügt über einen Wald von Telephonhörern, welche dem Interessenten auf so ziemlich alle Glaubens- und Lebensfragen Auskunft erteilen: der Druck auf die entsprechende Taste genügt. Die Mormonen führen ihre Besucher mit freundlichem Eifer hinter die hohe Fassade ihres von einem goldenen Engel gekrönten Münsters, um die einzelnen Visionen ihrer Propheten naturalistisch zu repetieren. Die Freimaurer werben mit den Büsten von Mozart und Churchill, Goethe und Voltaire und mit imposanten Zahlen für ihre philanthropischen Werke. Der Vatikan geleitet seine Gäste auf einem Rollteppich zu sakraler Musik in einen dunklen Raum, in welchem Michelangelos

Pietà aufleuchtet. Die Adventisten demonstrieren ihre Lehre an einem Monumentalschema des Weltuntergangs, auf welchem abwechselnd die Geld- und Genußmenschen in der Hölle versinken und die Frommen dem Himmel zueilen. Selbst die russisch-orthodoxe Kirche hat ein getreues Nachbild eines Wallfahrtsortes aufgestellt, während die protestantischen Denominationen gemeinsam vor allem mit statistischen Angaben über Mitgliederzuwachs und Spendefreudigkeit ihre Existenz dokumentieren.

Das alles wirbt und predigt durcheinander, in züversichtlichem Wetteifer für eine bessere Zukunft. Ähnlich dem industriellen Fortschritt kennt hier die geistige Führung offenbar keinen Kulturpessimismus.

Kuhglockenmythos

Als Schweizer entdeckt man zunächst mit nationalem Hochgefühl, daß die Uhren auf den Hauptplätzen der Weltausstellung sichtbar die Aufschrift «Swiss» tragen. Sie nehmen ihre Angaben vom elektronischen Werk neben dem Schweizer Pavillon, das zugleich den Eingang zum Uhrenzelt bildet: Mehr als ein Dutzend bekannter Schweizer Firmen zeigen hier in kleinen Schaukästen ihre repräsentativen Stücke.

Damit wäre das Positive über die schweizerische Leistung an der World's Fair allerdings erschöpft. Denn nun wird die Sache peinlich. Der Schweizer Geist hat sich in einem Chalet eingerichtet, dessen Raum zu zwei Dritteln als Restaurant dient. Einen Winkel beansprucht eine Schokoladefabrik zum Absatz ihrer Produkte, einen andern die Käseunion, einen dritten die Verkehrszentrale mit einer Farbphoto des Jungfrau-Gebietes.

Gegen diese drei Untermieter wäre nichts einzuwenden. Was sie zeigen, ist nicht schlecht. Aber es wird von einer Schreckenskammer dominiert, die – offenbar von anderer Seite zusammengestellt – als «Heidi Shop» oder allgemein «Gift Shop» angeschrieben ist. Leider geht es hier viel schlimmer zu, als es sich der Leser nach den bisherigen Angaben vorstellt: Unter den tausend ekelerregenden Surro-

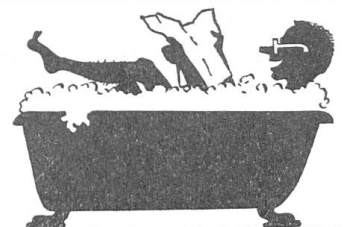
gaten alpinen Mobiliars findet sich auch nicht ein akzeptables Stück. Unter den Kuckucksuhren hängt eine Auswahl musikalischer Klosettpapierhalter; zwischen läppisch dekorierten Schnapsflaschen und tönenden Stallaternen bieten sich geschnitzte Holzteller dar, auf denen, natürlich englisch, eingebrennt wurde: «Unser täglich Brot gib uns heute». Ärger als ein billiger Jakob lärmt ein gutgekleideter Herr mit Kuhglocken, einem naiven Publikum ständig versichernd, so und nicht anders lebten die Eidgenossen auf ihren Alpen.

Von außen sind Chalet und Uhrenzelt mit Szenen aus der Schweizer Geschichte geschmückt. Ein mächtiger Reisläufer auf wuchtigem Pferd schwingt seine Fahne. Ein Urs Graf? Nein doch: «Ruzo» steht darunter. Die Kappeler Milchsuppe, wie man sie von Baumbergers Landi-Fresko 1939 in Erinnerung hat. Aber auch hier heißt es «Ruzo». Diesem einen Ruzo ist die ganze künstlerische Ausstattung des Schweizer Heims überlassen worden; denn auch in der Wirtschaft drinnen, von der sogleich Weiteres und Übles erzählt werden soll, blicken seine Original-Gemälde von den Wänden: Geißbuben mit Geißen; Hundsbuben mit Hunden. Es muß sich um einen weltberühmten Schweizer Künstler handeln, der verschiedene und erfolgreiche Stile beherrscht. Wenigstens erfährt man das aus dem fünfsprachigen Vorwort zu einem Prachtswerk mit Ruzo-Illustrationen, das an der Bar angekettet liegt. Kostprobe aus dem Vorwort: «Das Kind und das Atom sind die Entdeckungen unseres Jahrhunderts.» Deshalb malt Ruzo Kitschkinder. Und verkauft sie zweifellos gut.

Im Swiß Restaurant sind einige Spezialitäten des Landes zu haben, mäßig zubereitet und – das schürt die Erbitterung! – zu weit übersetzten Preisen. Ein frugales Mahl, bestehend aus einer kurzen Bratwurst mit mehr deutscher als schweizerischer Rösti, einem kleinen Schokoladetörtchen, einem Likörgläschen Wein, der «Shining Star» heißt, wenn er weiß, «Geranium», wenn er rot getrunken wird, und einer Tasse Kaffee kommt mit Trinkgeld auf 25 Franken zu stehen! Der Kellner im Engelberger Blusli und

Mir isch wohl im WOLO-Bad

Jetzt ein WOLO-Rosmarin-Bad es erfrischt, stärkt und desodoriert





**Der Spezialist
ist leistungsfähiger!**

Ich verkaufe weder Barometer noch
Thermometer noch Feldstecher - ich
mache nur eines: Augenoptik! Ich
passe Brillen an!



Sihlstrasse 38, beim Scala-Kino, Zürich



**Ein Begriff
für Qualität und
Pünktlichkeit**

HENZI AG, BERN
CLICHES + PHOTOLITHOS
Tel. 031 / 22 15 71

die Serviertöchter in Phantasie-Dirndl'n empfehlen aber als Hauptspeise des Landes lieber «Fondue Bourguignonne» – die ist noch viel teurer.

Vierfranken-Ramequin als Symbol

Am Imposantesten erweist sich die Übermarchung am Beispiel eines Käseküchleins, das bei uns vierzig Rappen kosten würde. Der Schweizer Wirt an der Weltausstellung verlangt dafür 95 Cents, das macht etwas mehr als vier Franken. Erkundigung an Ort und Stelle über diesen Fabelpreis führt zur Antwort: Was in New York wenig kostete, werde auch wenig geachtet; man habe deshalb seit letztem Sommer die Preise nicht schlecht erhöht, und der Appell an den Snob Appeal rechtfertige sich täglich.

Ich kann dieser Unverfrorenheit nicht beipflichten. Auch auf dem teuren New Yorker Pflaster haben die Preise ihre Grenzen. Gewiß gibt es rund um das Rockefeller-Center Restaurants, in denen die Gäste beschämt wären, wenn ihnen für ein Minimum von Speise und Trank nicht ein Maximum an Geld abgeknöpft würde. Aber dafür genießen sie Dämmerung aus venezianischen Lüstern innerhalb florentinischer Tapeten. Eine helvetische Imbiß-Ecke dagegen gehört in eine andere Kategorie.

Zum Vergleich: Ein paar Schritte neben dem Schweizer Pavillon sind Riesenwaffeln zu haben, bestreut mit Zucker, übertüncht mit Schlagrahm, übergossen mit Erdbeerkonfitüre. Ein ganzes Mittagssmahl – ebenfalls zu 95 Cents. Und in den besten Hotels wird – bleiben wir beim Gebackenen – ein gehäufter Teller Weizenomeletten mit einem kleinen Krug Heidelbeerkompott zum gleichen Preis geboten.

War das nicht zu vermeiden?

Es sei hier betont, daß keine offizielle Stelle die Verantwortung für den mißratenen Schweizer Pavillon übernimmt. Er ist ein privates Gemächte; denn die ganze «World's Fair» ist nicht offiziell anerkannt. Aber die Millionen von Besuchern werden kaum fragen, wer die gewinnstrebige Alphütte neben die Gondelbahn hingesezt habe. Dagegen wird es den unerfreulichen Bau mit andern Pavillons in der Nachbarschaft vergleichen, die unter gleichen Voraussetzungen errichtet wurden: Auch im österreichischen, im dänischen und im schwedischen Bezirk werden Andenken verkauft; aber die ganze Aufmachung ist

ungleich diskreter und geschmackvoller. Zur Zerknirschung müßte ein Besuch im Pavillon Indiens führen, einer vorbildlichen Zusammenfassung von Tradition und Geschichte, industrieller und sozialer Entwicklung, Kraft und Schönheit eines fernen Landes. In dem vergleichsweise sehr kleinen Verkaufsraum ist beinahe jedes Stück gediegen.

Das unselige Schweizer Heim bleibt mir deswegen fatal in Erinnerung, weil es eine Schwäche des schweizerischen Charakters besser spiegelt als alle Ermahnungen der Lausanner Expo: dort wurde der kommerziellen Ausbeutung durch strenge Normen der Riegel gestossen. Hier aber in New York, wo jeder auf dem gemieteten Platz tun und lassen, zeigen und verkaufen kann, was ihm beliebt, verquantet die Schweiz ohne Umweg über irgendwelchen Idealismus das, was zu ihrem Trugbild paßt. Das Jungfrau-massiv im Vorraum, die Trachtenmädchen, das Hundegespann vor der Käserei und das obligate Originalalphorn sind gut genug, für den Absatz von Geißenschellen und überteuerten Ramequins zu werben.

Der lachende Senne einer Stumpfenfabrik hat nichts mit jenem Zukunftsoptimismus zu tun, der die amerikanische Schau besonnt, sondern er grinst aus reiner Gewinnsucht von seiner Wand herunter: «Even the cow smokes...» (folgt Marke). Man verläßt den Gift Shop unter dem peniblen Eindruck, daß die Schweizer ihre Kühe tatsächlich rauchen ließen, wenn ihnen für diese Unterhaltung amerikanische Trinkgelder zufließen. Und mit Wehmut denkt man an die respektablen, originellen Leistungen unserer Verkehrszentrale: deren kulturelle Anstrengungen werden durch die New Yorker Heidihütte schon den zweiten Sommer lang torpediert, persifliert und verhöhnt. Ein Jammer!

Wir hatten geglaubt, solches sei endlich überwunden. Wir möchten nun die Leser, welche die New Yorker Ausstellung ebenfalls besucht haben, fragen, ob und inwieweit sie Rudolf Stickelbergers Eindruck teilen. Wir würden auch gerne wissen, wer für die schweizerische Schau als Ganzes und wer für den «Gift Shop» im besonderen verantwortlich ist und was diese dazu sagen. Auch möchten wir heute schon die Frage stellen, ob dafür gesorgt ist, dass die von Rudolf Stickelberger gerügten Mängel, die man wohl kaum wird wegdisputieren können, nicht immer wieder an solchen schweizerischen Darbietungen auftreten. Red.

Freihändig lesen mit dem Leseständer **Siesta**

= herrliche Entspannung



Prospekt
Nr. 4 durch
Edwin Stücheli
Rohr-Aarau

DR. MED. CHRISTOPH WOLFENSBERGER

Antworten auf unbequeme Kinderfragen

Eine Hilfe für Eltern zur sexuellen Aufklärung
der Kinder bis zu den Pubertätsjahren
Fr. 5.80

Aufklärende Gespräche über die Herkunft des Menschenlebens, Zeugung, Schwangerschaft und Geburt, gehören zu den unabdingbaren Erziehungspflichten der Eltern. Der Verfasser zeigt aus seiner kinderärztlichen Erfahrung, wann und wie die Gespräche zu führen sind.

SCHWEIZER SPIEGEL VERLAG ZÜRICH



**Ich fühle mich so wohl,
wie schon lange nicht mehr**

seitdem ich eine Nicosolvens-Kur gemacht habe.
Welche Erleichterung, nicht mehr Sklave der
Zigarette zu sein und zu wissen, dass der Körper
nikotinentgiftet ist. Dank

NICOSOLVENS

bin ich in 3 Tagen Nichtraucher geworden.
Bekannt und bewährt seit 30 Jahren
Verlangen Sie kostenlose Aufklärung durch
Medicalia, Casima (Tessin)



Kaffee in der Schule der Weisheit

Vor etlichen hundert Jahren schon wußten Orientreisende von einer neuen Art von Gaststätten zu berichten, wo ein in Europa unbekannter, heißer Trank, Kaffee genannt, ausgeschenkt werde. Ein Trank, der lieblich duftete, köstlich schmeckte, den Geist beflügelte und die Gedanken klar mache. Da sich vor allem die Gelehrten und die Geistlichen in den Kaffeehäusern zum angeregten Meinungs austausch trafen, nannte man diese Gaststätten «Schulen der Weisheit».

In Europa waren es vorerst natürlich die Adligen, dann aber auch die literarisch und wissenschaftlich Interessierten, die den Kaffee als das obligate Getränk bei ihren Zusammenkünften adoptierten. Und heute noch sind die ganz großen Kaffeetrinker oftmals die Dichter und die Forscher.

Die ersten Kaffeebohnen kamen im 17. Jahrhundert, als die großen Handelswege erschlossen waren, aus Afrika nach Europa. Damals war es auch, daß die Holländer, die kühnen Kolonialpolitiker, den Kaffeestrauch von Afrika über Mekka, Batavia, Surinam nach Ceylon, also in ihr eigenes Kolonialgebiet, verpflanzten und so den Kaffee im eigenen Reich kultivierten.

Die Zeremonien des Kaffee-Zubereitens wurden allerdings eher aus dem Orient übernommen. Besonders die türkische Art, bei der der Kaffee mehlfein gemahlen und mit dem Zucker zusammen zu einem sehr konzentrierten Trank gekocht wird, war bald weitherum bekannt.

In den großen Städten entstanden die Kaffeehäuser, Stammlokale von Studenten, von galanten Kreisen, aber auch von berühmten und berühmten Spielern.

Während die ausgewählten Kreise, die sich den damals noch sehr teuren Kaffee überhaupt leisten konnten, entzückt waren von dem wunderbar erregenden Getränk, entstand unter den Medizinern und Pseudo-Medizinern ein heftiges Pro und Contra. Die einen erkannten schon zu jener frühen Zeit die günstige Wirkung auf Stoffwechsel und Blutkreislauf, andere dagegen behaupteten, er mache unfruchtbar und gar geisteskrank. Das waren natürlich arge Hypothesen, die man dem fremdländischen Getränk zu Unrecht auf lud, und viele Jahrzehnte wurde die Ausweitung des Kaffeekonsums dadurch gehemmt.

Wir Menschen von heute haben es besser, denn die Wissenschaft orientiert uns genau. Es ist uns bekannt, daß Koffein, der einst als schädlich bezeichnete Wirkstoff des Kaffees, in der Heilmittelindustrie große Bedeutung erlangt hat.

Heute wird Kaffee in den meisten Familien täglich genossen. Großen Aufschwung hat in den letzten Jahren der Sofortkaffee genommen, der, mit heißem Wasser angerührt, sofort trinkfertig ist. Das spart Zeit und Arbeit, und mit geringem Aufwand ist es möglich, sich jederzeit daheim und auch am Arbeitsplatz bei einer Tasse Inca Café zu entspannen. Und der Sofortkaffee ist genau so zuträglich wie der gewöhnliche Kaffee, wenn er mit der großen Sorgfalt behandelt wird, die Thomi + Franck bei der Herstellung von Inca Café, Inca koffeinfrei und Incarom walten läßt. Der Sofortkaffee entsteht bei der Thomi + Franck AG nach dem aromaschonenden, natürlichen Prinzip der Kaffeefilter-Zubereitung, das der Hausfrau ja wohl vertraut ist. Deshalb schmecken Inca Café und Incarom denn auch so fein!

THOMI + FRANCK AG BASEL

Seit über 100 Jahren im Dienste der Tischkultur